Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 31 (1941)

Heft: 43

Artikel: Der kleine Irrtum der Führerin

Autor: Laedrach, Walter

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-649252

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Leben entfaltet sich und wächst aus zur Reise von Leib und Seele, Busch und Baum, Blume und Frucht. Ein ständiger Bechsel, eine fortwährende Entwicklung von Tag zu Tag. Das Kind gedeiht, die Eltern freuen sich, denn bald wird es nicht mehr allein sein. Der Garten breitet sich um das Haus aus. Much er tut seine Pflicht und lebt sein Eigenleben, aus Himmel und Erde gemischt, aus Licht und Schatten, Tag und Nacht.

Weiße, dichte Nebel ziehen träge den Bergflanken entlang. Kühl weht der Wind, und die Luft ist feucht. Der Herbst ist da mit seinen sonnenlosen Tagen der Wehmut, aber auch mit seinem mildslutenden Lichte, seinen prallen Früchten und dem Zauber des Laubgoldes, das die Welt in allen Schattierungen erfüllt.

Jahre find vergangen, Jahre der Arbeit und Freude, der hoffnung und Enttäuschung, aber auch der Freude und des Segens von oben. Große und kleine Kinder tummeln sich im Garten, schreiten über dürres, raschelndes Laub, pslücken die Früchte, des Herbstes Segen. Sogar Kindeskinder bevölkern den Garten, der alle kennt, weil er mit ihnen aufgewachsen ist.

Die Bäume entlaubten sich, kahle üste recken sich wie Arme zum himmel. über die Stoppeln des geernteten Ackers sliegen krächzend die Raben, nach Rahrung suchend. Im Hause hat sich manches verändert. Ramps und Streit sind hörbar geworden, Misverständnisse sind über Nacht emporgestiegen, böse, häßliche Borte sind gefallen und haben Unsrieden gesäet. Der Existenzkamps fordert seine Rechte, die Pslichten sind gewachsen und mit ihnen auch die Reibungsslächen, die keiner noch so idhussisch anmutenden Ehe erspart bleiben, denn Leben ist Kamps und der Mensch ein gar wetterwendisch Geschöpf.

Auch der liebe Garten mit seinem unschuldigen Pflanzensleben hat Kämpfe aller Art auszusechten gehabt. Ein vom Sturm entwurzelter Baum liegt quer über den Weg, dem Heimatboden, der ihn ernährt, entrissen und hebt gleichsam flehende Hände zum unerbittlich grauen Himmel. Aus den füßen Flitterwochen und Honigmonden sind Monate des unerbittlichen Kampses bei den Wenschen und in der Natur geworden.

Noch steht der Garten, noch sind die Menschen da und gehen aufrecht ihrer Arbeit nach. Aber da und dort ist eine Schwäche zurückgeblieben, ist ein Haar grau geworden, hat sich eine Wange gefurcht und ein dichter Scheitel gelichtet, Werden und Verzehn bei allem, das liebt.

Der Tag dämmert sachte in den Abend. Der Zenit des Lebens ist überschritten, die Schatten der Nacht steigen auf und werden größer und größer. Aber ein Trost ist geblieben. Neues Leben keimt und sprießt auf, hoffnungsfroh, voller Jugendlust im Herzen. So geht es ständig auf und ab, ein ewiger Kreislauf,

ber von der Biege bis zum Grabe andauert und von der Bergänglichkeit alles Irdischen eine gar deutliche Sprache redet.

Herbst ist im Lande. Wohin man sieht, herrscht Abschiedsstimmung. Es muß geschieden sein, so schön und begehrenswert das Leben auch war. Die schöne, vollerblühte Frau ist still und blaß geworden. Ihre rosigen Wangen haben die holde Jugendstische eingebüßt und sind zersurcht durch die Runen des Schickslas. Aber sie ist noch da, inmitten der Schar ihrer Kinder und Ensel, eine gute Mutter und liebevolle Gattin, ein überreiser Baum, dessen Afte sich durch die Last der Jahre zu neigen beginnen.

Nebel ziehen, falte Regen schauern hernieder. Ein Frösteln geht durch die Natur und auch durch die Menschenherzen. Wie manches Lied ist schon verstummt und wird niemehr erklingen! Wie mancher Traum ist nie in Erfüllung gegangen! Entsagung ist das Los, sich drein schiefen und genügen lassen, an dem was man hat. Opser werden gebracht, schwere, schwerzliche Opser. Dadurch ist die Seele gewachsen und hat daraus einen andern Gewinn davongetragen, einen Ewigkeitswert, der die Zeit überdauern wird. Herbst draußen im Garten, der jeden Tag stiller und trauriger, kahler und unfreundlicher wird. Aber auch Herbst bei den Menschen, deren Lebensfrühling längst verblüht ist.

Ralt und wie tot breitet der Garten seine Blumenrabatten und Rasenslächen unter der Last des Schnees aus. Die Bäume stehen wie weißgepuderte Weihnachtsmänner frierend da. Den Weiher deckt eine dichte Eisschicht, und sogar das Bächlein ist in seinem munteren Laufe gehindert und seufzt unter der Last, die es umklammern will. Und besonders des Nachts, wenn der beißende Wind über den Garten dahinsegt, geht ein Erschauern durch die stillen Wege. Busch und Baum kauern sich in der Rälte zusammen und ducken sich vor dem grimmigen Feinde. Vom Himmel flockt es hernieder auf die alte, müde Erde.

Im Haus ift es warm. Aber das hat nicht verhindert, daß auch dort des Winters Not seinen Einzug gehalten. Die schöne Frau mit dem noch jugendlichen Herzen voller Liebe ist zur weißhaarigen Greisin geworden und wurde eines Nachts ihren Lieben entrissen, denen das Herz nun auch schwer und bang und kalt geworden ist vor Herzeleid. Alles vergebt, alles schwindet dahin. Aber immer wieder steigt neue Hoffnung aus den Gründen, neues Leben regt sich und wächst auch zur Winterszeit draußen und drinnen im ewigen Kreislauf des Geschehens.

Aber auch der Garten wird wieder einen neuen Frühling erleben, wie die Wenschen, die an Gräbern stehen und klagen. Wir alle sind Pflanzen, die werden und vergehen, die Frucht tragen zu neuem Leben, die kommen und gehen, wie draußen im Garten, aus der wir alle stammen, zu einem gewaltigen Liede der Schöpfung verwachsen.

Der kleine Frrtum der Führerin

Von Walter Laedrach

Die Frau Pfarrer Hermine Lauterburg von Lügelflüh hatte ihre Einfäuse in Bern besorgt, den violetten Wollstoff für ein Kleid, eine neue Eßzimmerlampe, die Geschichte der Dogmatik, die er sich schon lange gewünscht, zum Geburtstag ihres Mannes, und dazu allerlei Kleinigkeiten für den Haushalt, die es immer brauchte, besonders, wenn jetzt nach der Hundertjahrseier Jeremias Gotthelfs ständig Besucher eintrasen, die dessen Wohnstätte besichtigen wollten.

Bor der Auslage eines Goldschmiedes mit alten Bernermünzen blieb sie überrascht stehen. "Du bist's, Dora", grüßte sie eine einstige, jett in Bern verheiratete Welschlandfreundin. "Bie schön, daß ich dich wieder einmal sehe." Sie konnte sie aber nicht einmal richtig grüßen, denn sie trug Pakete in beiden Händen.

"So lasse ich dich nicht weiterziehen, jest kommst du einen Augenblick zu mir in die Wohnung; gib mir etwas von deinen Einkäusen zu tragen, ich helse dir nachher noch auf den Bahnsbok."

Da gab es keinen Widerspruch, auch keinen großen Widerstand, denn es war angenehm, aus der Julihize der sonnigen Gasse in den kühlen Hausklur des alten Sandskeinhauses zu treten und nach den vielen Gängen ein wenig auszuruhen.

Wie die beiden Freundinnen langsam die Treppe hinaufstiegen, fiel unten die Haustüre rasch ins Schloß und jemand huschte hinter ihnen die Treppe hinauf, ein bleiches, schlankes Wesen, aber mit freundlichen sympathischen Augen.

"Aber Lydia, das geht ja wie bei einem Buben", wandte sich Frau Stauffer an die heranstürmende Lochter, die mit ihrer Büchermappe etwas atemlos vor ihr stand, "du nimmst die Treppen und das Leben noch leichter als wir."

"Kind, Kind, wie bist du groß geworden! aber als ich dich das letzte Mal sah, hast du noch nicht so bleich ausgesehen."

"Sie ist jest im Seminar und hat wenig freie Zeit." entschuldigte ihre Mutter, "und wenn sie auch einmal frei wäre, setzt sie sich hinter die Bücher; sie übertreibt's gegenwärtig ein wenig."

"Ach, nein, Mama", sagte die Tochter, "Lesen ist das Schönste, von Goethe und Gotthelf bekommt man nie genug, und heute habe ich mit "Dichtung und Wahrheit" angesangen und will jest einmal in das Heim eines Dichters hineinsehen."

"Spar du das für die Ferien und mach uns geschwind einen Tee", befahl die Wutter.

Die Tochter verschwand in der Rüche und die beiden Freundinnen sesten sich ans Fenster, das auf die heiße Gasse hinunter schaute.

"Die bleiche Lydia hat die Ferien nötig", sagte die Frau Pfarrer, "wo geht ihr dieses Jahr hin?"

"Bir bleiben hier, jeden Sommer können wir nicht fortgehen, die beiden Buben find gegenwärtig ein wenig teuer, besonders der Mediziner kostet ein wenig viel; aber sie machen uns Freude, das Geld ist schließlich nicht nuplos ausgegeben."

Die Frau Pfarrer schaute zum Fenster hinaus und man sah ihr an, daß sie dachte, Sommerserien in der heißen Stadt seien eigentlich zweiselhafte Ferien. Die Freundin mochte diese Gedanken erraten. "So schlimm wie du es dir vorstellst, ist es hier übrigens nicht; in einer Viertelstunde ist man unten auf der schattigen Plattsorm oder drüben im Dählhölzli, und die Buchhandlungen und Vibliotheken sind alle auch ganz in der Nähe. Hie und da fliegen wir auch aus auf den Gurten oder an die Sense oder ..."

Jetzt trat die Lydia ein mit dem Servierbrett. Sie spannte ein sauberes Teetuch über den Tisch und stellte Geschirr und Besteck so sorgfältig an seinen Platz wie ein Steinmetz die behauenen Steine zu einem gotischen Turmbau. Da sagte die Frau Pfarrer, die Freude hatte an der slinken Tochter, ohne langes Besinnen der Freundin in die Rede fallend: "Oder an die Emme; bring uns doch deine Tochter einmal ins Pfarrhaus in die Ferien! oder möchtest du nicht mitsommen?"

Die Lydia schaute überrascht auf. Ob sie wollte? ob sie durfte? Ihre Augen leuchteten auf, aber sie sagte noch nichts, sie blickte die Mutter fragend an.

"Ift es dir wirklich ernst?" sagte Frau Stausfer staunend, du wirst dir etwas Schönes aussaden, schau sie nur an, wie gerne sie fommt; und gerne sasse ich sie auch ziehen, es wird ihr gut tun aus der Stadt hinaus zu kommen. Ich kann dir nicht genug dafür danken."

"Nur nicht so unvorsichtig", wehrte die Frau Pfarrer ab. "So uneigennützig wie sie aussieht, ist die Einladung nicht. Wenn ich ehrlich sein will, so muß ich sagen, daß unsere Köchin in die Ferien geht und von ihrer Nichte vertreten wird, die noch jung und unbeholsen ist. Als ich nun die Lydia auftragen sah, kam mir in den Sinn, die könnten wir brauchen in dieser Leit"

"O gerne, wie gerne", sagte jett die Tochter, "so darf ich kommen, wenn ich dafür auch etwas helsen kann, und wer wollte das nicht in einem Hause, wo die schönsten Bücher des Bernsbietes entskanden sind."

Dann kam der Schulschluß mit Sonne in den Zimmern und Freude in den jungen Herzen, Ferienfreude, doch da und dort gedämpst durch ein Zeugnis mit einem Schönheitssehler. Der Lydia Stauffer aber schien die Welt unendlich schön, voll herrlicher Bücher, voll schattiger Bäume, voll blauen Himmels; und der schönste Ort in dieser herrlichen Welt war das gastliche Pfarrhaus von Lügelflüh, und die herrlichste Wanderung führte aus der heißen Stadt Bern hinüber ins Emmental.

Glücklich traf sie dort ein bei "Tante Hermine und Onfel Ernst". Das war also das weltberühmte Pfarrhaus, das herrschaftlich mit blinkenden Fenstern hinter der Kirche in seinem blühenden Garten stand. Die Rosen und die Lilien und die Rese ten dusteten, und an der Südwand röteten sich schon die Pfirsiche, die Gotthelfs Nachfolger, der Bater des jehigen Pfarrers, selber gepflanzt.

Dann trat man in den fühlen Hausgang, durch den einst der geschritten, der von "Uli dem Knecht" erzählte, vom seelenvollen "Erdbeermareili" berichtete und mit "Geld und Geist" den Leser weit hinauf hob über die Niederungen der Welt.

Fast durste man hier nicht auftreten, das Andenken des Großen schien noch so nabe zu sein. Hier in diesem Zimmer, der Onkel öffnete es, die Sumiswälderuhr schlug gerade, war sein Eßzimmer gewesen, drüben lag das Schlafzimmer; man durste schon hineinsehen, er war nicht darin, er schlief jetzt dort drüben unter dem gotischen Stein neben dem Kirchenchor.

Jest durfte man hier bleiben, im Periftyl, wo er so oft gesessen und zu den Bergen hinüber geschaut, wo die Blumen blübten, die er so geliebt, wo er so manches arme Frauelein getröstet und manchem verstockten Herzen zugesprochen, hier durfte man wochenlang bleiben; ach, die Lydia hatte sich noch nie so glücklich gesühlt.

Was an den kommenden Tagen folgte, war noch viel schöner. Mit dem Onkel durfte man in die Kirche, er erlaubte sogar, die barocke Kanzel zu besteigen, wo der gewaltige Borgänger einst gepredigt und mit der Sanduhr die Zeit seiner Predigten gemessen. Man durste in die Glockenstube zu den Glocken, die zu Gotthelfs Gottesdienst gesäutet, man sas die Inschrift auf dem Grabstein des alten Landvogts von Brandis am Kirchturm, man bestaunte die farbigen Fenster im zierlichen gotischen Chor.

Mit Onkel und Tante durfte man auf Besuch in die Bleicherei, wo Gotthelf einst ein gerne gesehener Gast gewesen, es ging in den Bisang, den großen Hos, wo er so gerne vom Waldrand zu den Bergen hinüber sah, ins nahe Waldhaus, wo die Geschichte der "Käserei in der Behfreude" spielte, in den Goldbachschachen, ins bescheidene Häuschen von "Käthi der Großmutter", wo die Hühner noch immer unter der Gadentreppe in der Küche nächtigten.

Einmal ging es hinab nach Hasle-Rüegsau zu der mächtigen Emmenbrücke, der schönsten Holzbrücke im Kanton Bern, die 1838 nach der "Wassernot im Emmental" von tücktigen Zimmerseuten unter Gotthelfs Augen errichtet wurde. Einmal ging es ins Pfarrhaus von Hasle, in dem der große Dichter den Pfarrer die Geschichte vom "Erdbeerimareili" erzählen läßt, einmal ging es zur Ruine Brandis, von der er so vieles geschrieben und von wo er hinab geschaut auf sein Dorf und Tal, und einmal ging es auf die Egg in das kleine, braune Bauernhaus, in dem der überarbeitete Gotthelf im kalten Oktoberregen den kranken Berdingbuben besuchte und sich dabei den Tod holte.

Traum und Wirklichteit verbanden sich zu einem wundersamen Dasein, in dem es freilich vieles zu helsen gab in Küche und Keller, Zimmer und Garten; aber wie gerne tat man es, wenn man an dieser geweihten Stätte weilen durste!

"Am Nachmittag lassen wir dich allein", sagte einmal die Tante, "der Onkel hat einen Besuch zu machen bei einem Schwerfranken drüben in Oberried und ich werde ihn begleiten. Hüte dann das Pfarrhaus gut; Besuch ist nicht zu erwarten, es wird wahrscheinlich still sein, die Leute sind alle in der Ernte."

Es war ein stiller, warmer Augustnachmittag. Lydia saß im Beristyl und schrieb nach Hause von ihrem Glück, darauf trug sie den Brief zur Post, so lange durste man die Elise rubig bei ihrer Küchenarbeit allein lassen.

Als sie zurücktam, sah sie vom Gartentore aus zwei fremde Herren etwas ratios vor der Haustüre stehen, die sich eben vor ihnen geschlossen hatte; der eine, groß gewachsen und weißhaarig, mit blitzender Brille, war wohl ein Gelehrter; der andere, jüngere, vielleicht ein Künstler; denn er war eben im Begriffe, ein Stizzenbuch aufzublättern und das berühmte Haus mit ein paar Stricken hineinzuzeichnen. Sie trat näher und der Fremde schritt ihr rasch entgegen, als er sie erblickte. "Gewiß die Tochter des Pfarrhauses", sagte er, den Hut ziehend. "Mein Name ist Kielland, Literaturprosessor von Breslau, und hier ist mein Freund, der Prosessor Nierig. Wir sind auf einer Schweizerreise, die wir leider unerwartet abkürzen müssen; so war es wir glücklich, des großen Dichters Heim und Arbeitsstätte schauen zu dürsen. Die Köchin hat uns vorhin erklärt, sie sei allein und dürse keine Fremden einsühren; aber vielleicht können Sie uns die verschlossene Türe öffnen."

Lydia verstand so gut! die Herren kamen von weit her und sollten vor der verschlossenen Türe abreisen, der Professor sollte seinen Schülern nicht erzählen dürfen, wie der Ort aussehe, an dem der Dichter geseht. Sie besann sich keinen Augenblick. "Ich glaube, Onkel und Tante wären nicht zufrieden, wenn ich Ihnen nicht ausschlösse."

"Sie sind unser rettender Engel", sagte Professor Kielland erfreut, "Sie setzen unserer herrlichen Schweizerreise jetzt noch die Krone auf."

Nun zeigte ihnen die Tochter die einfache Wohnstube, das Schlafzimmer, das zu Gotthelfs Zeiten nicht viel anders ausgesehen haben mochte; sie schritt auch mit ihnen hinauf in den oberen Stock und öffnete die Türe des Arbeitszimmers. Die beiden Herren traten ein, beglückt und froh, daß ihnen ihr Wunsch in Erfüllung ging.

"Hier sind sie also entstanden, die herrlichen Werke! Da am Fenster hat also der Dichter auch seinen Schreibtisch gehabt! Da schaute er hinab auf seine Dorstirche, über die Blumen im Garten hinüber zur Schule, und was ist das für ein Haus daneben? Uch ja, die Krämerei, dort hat wohl die Krämerin dem "Jeremiasli" den gestohlenen Flachs abgekauft".

Der Professor atmete tief ein und schaute fich rund um. "Die berrliche Stube, so stellte ich sie mir vor mit den prächtigen Holzwänden, groß und weit; die herrlichen Gedanken hätten sie sonst gesprengt!"

Unterdessen zeichnete Professor Nierit den Raum mit raichen Strichen in sein Buch, den Schreibtisch am Fenster und zum Fenster hinaus den Blick auf die Kirche.

Dann führte Lydia ihre Gäste noch in den Garten zum berühmten Haselbusch, aus dem der Dichter einst seinen Besuchern zum Undenken Spazierstöcke herausschnitt, die er ihnen eigenbändig verzierte, und schritt mit ihnen ins Peristyl, um ihnen den Blick auf Hohgant und Schrattensluh zu zeigen, die das Emmental trohig abschließen und empor zum Himmel weisen.

"Ja, hier mußte einer den Blick emporwenden, hier mußte ein gewaltiges Werk entstehen, dauerhaft wie die Berge selbst."

Endlich besuchten die beiden Herren noch die Kirche, das Grab und den Gedenkstein und verabschiedeten sich von ihrer freundlichen Führerin, der sie versprachen, nach ihrer Heimkehr von Bressau aus zu schreiben.

Lydia schaute ihnen nach, glücklich und stolz, daß sie den fremden Gelehrten einen Herzenswunsch hatte erfüllen können, daß sie einmal selber etwas für das literarische Leben hatte tun dürfen.

Am Abend kamen Onkel und Tante heim. "Es waren zwei Herren da aus Breslau, die Professoren Kielland und Rierig, hier sind ihre Karten. Sie wollten Gotthelfs Heim sehen und ich habe ihnen alles gezeigt", berichtete Lydia strahlend. "Sie machten Zeichnungen vom Studierzimmer, vom Haus, von der Kanzel, von der Kirche."

"So, so", sagte der Ontel, "was hast du ihnen denn als Gotthels Studierzimmer gezeigt?"

Lydia schaute verwundert auf. "Doch das deine, Onkel."

"D du gutes Kind, ich hätte mir nicht angemaßt, am gleichen Ort zu arbeiten, wo Gotthelf schrieb, und habe für mich das Zimmer nebenan genommen, wie es schon mein Bater getan hatte. Der große Dichter schrieb seine schönsten Geschichten im kleinen Stüblein daneben, ich vergaß dir bis jetzt, das zu sagen."

"Aber dort fah er ja nicht auf die Rirche!"

"Freilich nicht, aber über den Kirchhof auf die Berge."

"Und jest hat der Professor das falsche Zimmer zeichnen lassen und glaubt, er habe auf die Kirche gesehen", sagte sie tief erschrocken, "und ich bin schuld."

Die Schuld kam ihr so groß vor und die Niederlage nach der großen Freude so gewaltig, daß schwere Tränen ihr jetzt über die blühenden Backen rollten. "Ich will dem Professorgleich schreiben und den Fehler wieder gutmachen", sagte sie niedergedrückt.

"Aber Kind, Kind, da würde ich doch jetzt nicht weinen", tröstete die gute Tante, "da gibt es denn doch noch größeres Unglück als diesen kleinen Irrtum."

"Ich will ihm aber doch schreiben und den Fehler berichtigen, sonst hat er durch meine Schuld einen falschen Eindruck erhalten."

"Ich würde es nicht tun", riet jett der Onkel. "Hat er nicht durch dich ein schönes Bild und eine freundliche Erinnerung bekommen? Wird er nicht seinen Schülern mit Begeisterung von Lügelstüh erzählen, von der Wirkungsstätte des Dichters und von der freundlichen Bernerin, die ihn begleitete? Warum solen wir ihm den unschuldigen Irrtum aufdecken und ihn verwirren?

Ist unser Leben nicht eine Kette von aneinandergereihten Täuschungen und Irrtümern, und sind wir nicht trozdem glücklich dabei? Warst du jest nicht alle Tage glücklich in deiner falschen Auffassung? Unglücklich bist du erst jest geworden bei der Entdeckung des Irrtums!

War nicht der Berunglücke, den wir heute besuchten, glücklich in der Hoffnung auf baldige Genesung? unglücklich würde er erst, wenn er die Wahrheit vernähme, die ihm der Arzt verschweigt.

Darum lassen wir unseren guten Professor jetzt ziehen mit einem freundlichen, aber nicht ganz richtigen Bilde; denn unglücklich wird der Mensch nicht durch eine Täuschung, erst beim Erwachen daraus.

Und nun rasch zum Tisch, die Tante hat Kirschen vom Oberried mitgebracht, ich freue mich daraus."

Die fröhliche Klavierstunde

In allen Musitfächern hat sich die Lehrweise im Laufe der letten Jahre gründlich geändert. Man vergleiche nur einmal eine vor 1900 entstandene Klavierschule mit einem neuen Untersichtswert. Der Unterschied ist in die Augen springend. Nahmen dort trockene Fingerübungen und Belehrungen den Hauptraum ein, so steht heute an ihrer Stelle das gute Kinder- und Bolks-

lied. Natürlich verbürgt eine neue Klavierschule noch keinen neuen Geist, aber sie ist ihm sicher förderlich. Aus der genauen Beobachtung des Kindes hat man gelernt, daß es auf allen Gebieten möglichst viel selber erschaffen und ersahren will. Schon sein Spielzeug wird entsprechend gewählt. Dem hölzernen Bautasten folgt schon bald der "Meccano" oder "Märklin". Der